Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 14 (1928)
Heft: 52

Anhang: Seminar : Beilage zur "Schweizer-Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule"

1928

IV. Jahrgang

Gedruckt beim Verlag Otto Walter A.-G., Olten

Inhaltsverzeichnis des „Seminar" 1928

Die Fabel in der Schule. Hs. Kühni. Seite 1
Churer Brief. Ik. Battaglia. Seite 3.
Etwas vom Lernen. R. Habermacher. Seite 5.
„Polyhymnia". Frz. Bühlmann. Seite 6.
Ein Satz über Erziehung. W. Fürst. Seite 8.
Spuren im Schnee. R. Helfer. Seite 9.
Wie ich über die Strafe denke. E. Wipfli. Seite 10.
Zwei vaterländische Gedichte. E. Gutknecht. Seite 11.
Vom Volkslied. W. Herren. Seite 12.
Erinnerung. — Auf der Schwelle. Gedichte von Hedw. Odermatt. Seite 12.
Anhänglichkeit und Treue. Jos. Welti. Seite 13.
Erinnerungen aus dem Tessin. Fr. Meyer. Seite 14.
Allerlei aus Hitzkirch. J. Gut. Seite 15.
Spätherbst am Vierwaldstättersee. R. Nauer. Seite 17.
Eine Meinung zum Frauenstimmrecht. Marg. Frey. Seite 18.
Mein Lied. Elisabeth Fleischlin. Seite 19.
Herbstgedanken. A. M. Seite 20.

4. Jahrgang Nr. 1 8. März 1928

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schnyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Inhalt: Die Fabel in der Schule — Churer Brief — Mitteilung der Schriftleitung —

Die Fabel in der Schule

Wenn wir fragen, was die Fabel sei, so wird die Antwort lauten: „Sie ist eine erdichtete Erzählung, in der statt Menschen Tiere oder Pflanzen handelnd auftreten; und aus ihr muß ein allgemeiner moralischer Satz zu erkennen sein.“ — Ob diese Stilgattung in die Schule gehört oder nicht, sei nun der Gegenstand näherer Untersuchung.

Untersuchen wir die Fabel in ihrem Wesen! Es ist eine falsche Einstellung, wenn der Mensch einem Tiere gleichgestellt wird. Behandle man das Tier, wie es ihm zukommt, und man suche den Menschen möglichst von allem „Tierischen“ zu trennen! Wie kann man ein Tier, das doch im Grund nur nach seinem Instinkte handelt, dem Menschen gleich stellen, der Eigenschaften besitzt, die in seinem Willen begründet sind? Den Hasen zum Beispiel nennen wir feige. Das „feige sein“ liegt im Instinkte des Tieres begründet, und nicht etwa in seinem Willen und Wollen. Fällt ein Schuß, so erschrickt der Hase, und er läuft davon. Würde es nun stets um ihn knattern, so würde er ruhig bleiben, denn er kennt die Gefahr der Kugeln nicht, und an das Geknatter könnte er sich gewöhnen. Feigheit ist ein Instinkt, und also keine Eigenschaft des Hasen, die in seinem Willen oder Wollen begründet wäre.

Wie ganz anders stellt sich der Mensch zu seiner Umwelt! — Es gab Palnatoko, ein Barbar, seinem Volke das Gesetz, nichts zu fürchten und das Wort Furcht nie zu nennen. Was bezweckte er damit? Er wollte mit Gewalt die Eigenschaften „Furcht“ und „Feigheit“ vernichten und nur den Mut wachsen lassen. Was konnten die Leute mit den Buchstaben des Gesetzes anfangen, wenn ihnen die Gesinnung fehlte? Was würden die Barbaren in einer entscheidenden Schlacht tun? Anfangs würden sie kämpfen wie Tiere, da sie ungesittete Menschen sind und sich nicht fürchten sollen. Würde aber die Schlachtlage ernster, fielen die Barbaren, winkte der Sieg der andern Partei, so regte sich doch etwas in ihnen, das sagt, hier ist's gefährlich, und sie würden aus Furcht entsetzt das Schlachtfeld verlassen. — Es ist nicht ein Instinkt, sondern eine wachgewordene Eigenschaft, die ihnen gesagt hat: Fliehen!

Viel mannigfaltiger und verschiedener sind die Eigenschaften des gesitteten und gebildeten Menschen. — Der gebildete Mensch kann mutig oder feige, kann tapfer oder furchtsam sein. Diese Mischung der Eigenschaften kann ganz verschieden vor sich gehen, — wo sich der eine fürchtet, ist der andere mutig, wo ein erster tapfer ist, kann ein zweiter feige sein.

In einer Schlacht, die über das Schicksal des Vaterlandes entscheidet, wird der gesittete Mensch trotz Furcht und Gefahr nicht feige davonlaufen, sondern er wird mutig für die gute Sache sterben. Warum macht er's nicht dem Hasen oder den Barbaren gleich? Sein Wille befiehlt, und sein Wollen vollbringt!

Wenn sich ein heftiges Gewitter entfaltet, so fürchten sich stets die meisten Menschen. Untersuchen wir, aus welchem Grunde diese Furcht aufkommt! Viele fürchten sich bloß, weil der Donner sie schreckt; andern verursacht der zuckende Strahl Furcht; noch andere bangen um ihr Dasein oder um den Verlust des Besitzes. Wenn so eine gewaltige Naturerscheinung losbricht, dann ist es zu begreifen, daß nur ein kleine Zahl Menschen mutig und ruhig dem Verlauf zusieht; aber die, die sich fürchten, sind an einem andern Orte mutig, oder, was ganz sicher ist, sie besitzen nicht nur diese Eigenschaft, wie das Tier nun einen Instinkt besitzt, sondern in ihrem Willen und Wollen liegt eine Menge anderer Eigenschaften begründet! —

Wer die Fabel kennt, weiß, daß sie Tiere für Menschen gibt. Wollen wir in der Schule die Kin-

der lehren, wie Tiere handeln, oder sollen wir nicht eher ihnen das tiefe menschliche Wesen vertrauter machen?

Wie ist es so unnatürlich und sogar unedel, wenn wir einen listigen Menschen einen Fuchs nennen! Ein Fuchs ist nichts weniger als listig; zu oft geht er in die Falle. Wenn man sagt, er habe mit List dem Dachs die Wohnung streitig gemacht, so geschah dies nicht durch List, sondern durch den Instinkt der Unreinlichkeit; so hält er sich den stärkern Feind vom Leib.

Im Epos aber tritt nicht ein Tier für den Menschen auf, einem Menschen ist nur der Name eines Tieres verliehen. — In „Reineke Fuchs" von J. W. von Goethe erkennt man sofort, daß nicht ein Tier redet, sondern ein Mensch mit Gesittung und Gesinnung.

Daraus sehen wir, daß die Fabel den Kindern auf wissenschaftlichem, d. h. auf zoologischem Gebiet eine ganz falsche Einstellung schafft.

Untersuchen wir die Enge der Fabel! Sie ist eine beschränkte Dichtung, weil sie gar keine Charakterschilderungen zu geben braucht. Der Instinkt, den die verschiedenen Tiere besitzen, wird als bekannt voraus gesetzt. Nun muß aber der allgemeine moralische Satz in die Geschichte so eingekleidet werden, daß ein ähnliches Handeln dem Tiere wirklich zukommt. — Nach der Lessingschen Definition der Fabel ist es uns allen möglich, eine Fabel zu machen, aber um ein Epos zu dichten, braucht es den geborenen Poeten!

Es ist allgemein bekannt, daß die Erwachsenen die Fabel nicht sonderlich lieben. Die Fabel ist ihnen zu beschränkt in Form und Ausbau und zu allgemein. — Wenn sie den Erwachsenen nicht paßt, so gibt man sie auch den Kindern nicht; denn unser Wahlspruch heißt: „Für die Kinder ist das Beste gerade gut genug."

Was will die Fabel? Sie will im Grunde nichts anderes als mit einer Lehre oder Regel praktische Lebensweisheit auftischen. Meistens sind es Beispiele, wie man die Sache nicht tun, weniger wird gezeigt, wie man die Sache tun soll. Sie bleibt aber stets leerer Buchstabe, wenn der Lehrer nicht einen pädagogischen Willen in sich hat, mit dem er den Kindern eine wahre Gesinnung zu geben vermag. Die Lehre wird an den Haaren herbei gerissen und den armen Kindern eingedrillt, und der Erfolg ist unfehlbar gleich Null.

Warum? Weil die Beziehungen zur Wirklichkeit unnatürlich sind oder ganz fehlen. Die Erziehung beruht nicht in der Aneignung unzähliger lebloser Lebensregeln, sondern in einer vernunftgemäßen, naturgemäßen, planmäßigen und individuellen Einwirkung eines Erzogenen auf einen noch unerzogenen Menschen, damit der Unerzogene sich zu einem religiös-sittlichen Charakter heranbilde. Die Fabel, die pädagogisch keinen tieferen Wert besitzt, hat in der Schule keinen wichtigen Platz einzunehmen. — Das Ziel der Schule ist nicht nur Bildung, sondern auch Erziehung; folglich müssen Bildungs- und Erziehungsmittel dem Zweck angepaßt sein. Darum fort mit den vielen Fabeln aus den Lesebüchern der Schule! Gebe man den Kindern das zu lesen, was ihnen näher liegt, — die neue Schule muß mehr Tiefe der Menschlichkeit geben. Niemals können nur Handlungen der Tiere kindlichen, wachsamen, wißbegierigen Geist befriedigen. Schätzen wir doch die Kinder in ihrem Wissenskreis nicht zu tief ein; denn die moderne Umgestaltung in der großen Welt, sei's in Technik oder auf andern Wissensgebieten, hat eine noch zu wenig erfaßte Einwirkung auf das Kind in Schule und Leben. Darum noch einmal, fort mit der veralteten Fabel, die stets mehr Satyre als echte, wertvolle Poesie war! Nur ganz auserlesene Musterstücke wertvoller Fabeln dürfen im Rahmen des Lesebuches ein bescheidenes Plätzchen finden.

Zum Schlusse möchte ich allgemein über die Verwendung der Fabel in der Dichtkunst einige Worte sagen. Wir wissen bereits, daß sich die Dichtung verhältnismäßig wenig mit der Fabel beschäftigt; denn sie wird nicht gelesen, ihr Anklang ist schwach. Folgerichtig geht daraus hervor, daß die Fabel zur Verwendung in der höchsten Dichtung, dem Drama, unmöglich ist. Tiere auf der Bühne dargestellt, wirken lächerlich und unnatürlich; und eine seelische Befriedigung fällt aus. Auf der Bühne wollen wir Menschen mit Charakter, ihren Eigenschaften, in ihren Temperamenten handeln sehen.

Der französische Dichter und Dramatiker Edmond Rostand versuchte in „Chanteclair", d. h. etwa Hellsinger, eine Fabel zu dramatisieren. Der Ort der Handlung ist ein Hühnerhof; — es treten ein Hahn, ein Truthuhn, eine Dogge usw. auf und führen Reden. — Der Erfolg blieb aus! Im laufenden Jahre wurde ein Versuch mit einer Neuaufführung in Paris gemacht. Der Besuch des Theaters blieb auch diesmal äußerst schwach. — Das will nur als letzter Beweis dienen, daß die Fabel nicht zu hoch eingeschätzt und eingewertet werden soll!

Hans Kühni, Hauterive (Freiburg.)

Churer Brief

„All' zerstreut in unsern Landen
waren wir zur Ferienzeit;
jener stak in Bücherbanden,
dieser trat die Straßen breit.
Laufkur, Lichtkur, Bäder, Wässer,
Sommerspritzen fern und nah
halfen wohl, doch helfet besser
Aura academica!"

So durften wir es also wieder singen, dieses kecke Studentenliedchen, nachdem unser Musentempel zwei schöne, lange Sommermonde hindurch verwaist und trauernd an der Halde gestanden war. Wohl kaum eine Träne wird vergossen worden sein, als im letzten Juli unsere Alma Mater auf der Churer Akropolis droben ihre Pforten schloß. Auch unsere Herren Professoren, wenn sie auch ihrer Freude nicht so jubelnd Ausdruck geben durften wie wir, sie haben doch die gewohnte, gestrenge Amtsmiene auch für einige Wochen abgelegt.

Nach getaner Arbeit ist gut ruh'n! Der Spruch traf für uns zu; denn die ersten schweren Examennöten lagen hinter uns, und wohlverwahrt in dunklen Aktenmappen der Herren Experten lagen unsere Sechser (!), die Zeugen unserer Arbeit und unserer Triumphe. Bei Bier und Tanz wurde dies erste Teilexamen gefeiert; dann ging man fröhlich auseinander, die Brust geschwellt von vielen, vielen Plänen für die kommenden Tage der Freiheit und der Ruhe. Und wenn so mancher nicht große Lust hatte, jenen weltfremden Vers unseres Liedchens: „Jener stak in Bücherbanden" zur Praxis werden zu lassen, so wird es der geneigte Leser wohl verstehen und — verzeihen! — Wie im Sturmschritt eilte die schöne Zeit dahin, kaum gegrüßt, gemieden. Der 8. September, der Tag der großen Mobilisation für das kommende Schuljahr, rückte immer näher. Hätte ich doch das rollende Rad der Zeit aufhalten können! Doch dazu reichten meine physikalischen Kenntnisse nicht aus .... Mit derselben Wehmut, die jeder meiner Kameraden erfahren haben wird, wurde der Koffer, der stumme und verschwiegene Zeuge von Freud und Leid, aus seinem Schlupfwinkel hervorgeholt und befrachtet mit Hab und Gut; und plötzlich stand hinter uns der gestrenge Herr Papa und befahl zu eilen, der Zug komme bald an. Und dann standen wir auf dem Bahnsteig und erwarteten das heranschnaubende Dampfroß, und wie es endlich pustend und keuchend vor uns stand, gefühllos und eisern, ganz das Bild der harten Pflicht, die keinen Pardon kennt noch gibt, da schloß sich hinter uns ein schönes Stückchen Poesie, so golden und so sonnig, wie eben nur die Ferien, die letzten eigentlichen Ferien vor dem letzten Semester sein können. Noch ein letzter Gruß hinein ins Tal der Julia und hinauf an die waldigen Hänge des Piz Curvèr, und dann .. fordern wir das Verhängnis in die Schranken! Bald kam Gesellschaft. Studiengenossen von nah und fern stiegen ein, und in regem Gespräch über die Ferienerlebnisse kamen wir, fast ohne daß wir es merkten, nach Chur. Ein Ruck führte uns wieder — ach nur allzusehr! — in die rauhe Wirklichkeit zurück. Alles aussteigen! Draußen allgemeines Erstaunen. Wir glaubten auf dem Hauptbahnhof irgend einer Großstadt zu sein, so gewaltig war der Umbau, den die Rhätische Bahn in schöner Sommerszeit mit unserem alten, heimeligen Bahnhof bewerkstelligt hat. Warum das gerade in den Sommerferien gemacht wurde? Wollte man uns Schülern einen besonders lieben Empfang bereiten? Oder war der Umbau in unserer Abwesenheit ungestörter? . . .

Langsam schlendern wir die Bahnhofstraße hinauf. Inmitten dieser schon ordentlich großstädtisch anmutenden Umgebung schweifen meine Gedanken wieder zurück, hin an die schroffen Felswände des Tinznerhorns, wo ich mit Seil und Eispickel, fernab der großen Kultur, in herrlicher, weltfremder Berg- und Waldeinsamkeit Ferienwonnen kostete. Aber diese Gedanken währen nicht lang. Von allen Seiten tauchen blaue Mützen auf und darunter lachen alte, liebe Gesichter zum freudigen Willkomm, in unserer Kapitale. Ich melde mich bei meiner alten Philistern an. Am andern Tag versammelt sich ein halbes Tausend Jungens in der großen Aula unserer Schule zu der traditionsgemäßen allgemeinen Stunde, die den Auftakt zu unserm Schuljahr bildet.

Unter all den bekannten Häuptern ist manch blutjunges, neues Kaliberchen, das voll Erwartung in die Zukunft blickt. Warte nur, junges Blut, auch du wirst früh genug in den Rhythmus unseres Alltags hineingestellt werden! Der Herr Rektor begrüßt die neue Schar aufs herzlichste und macht mit einigen Aenderungen im Professorenkollegium bekannt. Zwei bewährte Kräfte haben uns mit dem letzten Schuljahr verlassen, die Herren Altrektor Jecklin und Seminardirektor Conrad, nachdem beide auf ein halbes Jahrhundert Schuljahre zurückblicken können. Hernach nimmt die Prosa des Alltags schon einen fühlbaren Vorstoß in unser Dasein; denn wir erhalten den Stundenplan, den großen Kräfteregulator und Transformatorenapparat unserer geistigen Energiezentrale. Und wenn dann endlich der große Rhythmus sich anfängt zu regen und die alten Mappen und Bücherhaufen auf einmal wieder in allen Gängen und Ecken erscheinen

und der Stundenwechsel eine Völkerwanderung von 10 Minuten in unsere Korridore hineinzaubert, dann verblassen so langsam auch die Ferienerinnerungen, und 500 quecksilbrige Bündnerjungen erfahren am eigenen Leib, was es heißt, sich zu akklimatisieren an eine ungewohnte Umgebung. Und bald ist das gewohnte Bild wieder da, das zu den anziehendsten Selbstverständlichkeiten unserer Hauptstadt gehört: blaue Mützen en masse, die tagtäglich hinaufpilgern zum Hort der Wissenschaft, um dort zu schlürfen in heißer Wissensbegier am Borne der Weisheit. Unsere Klasse im besondern hat die Ehre, die erste Pädagogikklasse des neuen Herrn Seminardirektors Herrn Dr. Schmid zu sein; sie folgt mit Hochgenuß den Ausführungen des verehrten Lehrers, der mit übersprudelndem Geist und mit innigem, liebevollem Hineinfühlen in die jugendliche Psyche seine große Schülerschaft stets frisch zu erhalten weiß und in durchsichtiger Klarheit seine Jünger hineinführt in das Gebiet der Erziehungskunst. Daneben haben wir dieses Jahr auch noch andere wissenschaftliche Turniere zu bestehen; denn unser Religionsunterricht läßt uns, wenn auch ein bißchen nur und sehr behutsam und vorsichtig, nippen an der Quelle der hohen Philosophie, wo uns vor dem „reinen Sein," dem „Actus purus" und der „Materia prima" die Augen aufgehen in sprachlosem (siehe Repetitionen!) Staunen und Schauen dieser ungeahnten Sphären menschlicher Forschung.

Junges Blut findet sich rasch zurecht; denn „glücklich ist, wer vergißt, was einmal nicht zu ändern ist," und auch das Schuljahr rollt sich ab mit der gewohnten Selbstverständlichkeit. Wir lassen bereits nach allen Seiten unsere Energien auch außerhalb des Stundenplanes spielen. Unsere „Akademie" des hohen Olymps, d. h. unser Zirkel der obersten Klassen, hält unter großer Beteiligung seine Sitzungen ab und wagt sich in die tiefsten Probleme unserer Weltanschauung in weisheitsschweren Vorträgen und lebhaften Diskussionen, in denen die Geister manchmal so blitzend aufeinanderplatzen, daß unser Religionsprofessor des öftern einspringen muß, um die Gemüter wieder etwas abzukühlen. Allmonatlich haben wir unsern eigenen Gottesdienst in dem so trauten Kirchlein von St. Luzi. Das heilige Opfer, dargebracht in dem mystischen Halbdunkel des stillen Heiligtum, umrahmt von dem wackern Männergesang unseres tapfern Schülerchors und von einer feurigen Predigt, die meist recht tief hineingreift in eines Mittelschülers Lust und Leid, gießt eine übernatürliche Weihe aus über unsere Jugend, über unser Streben und über unser Zukunftshoffen.

Inzwischen werden auch schon die Fühler ausgestreckt für die Exerzitien, die wie alle Jahre, so auch heuer wieder, um die Karwoche herum abgehalten werden sollen.

Ein Kamerad hat im Zirkel schon einen orientierenden Vortrag zu Propagandazwecken gehalten und aus dem begeisterten Auditorium bereits einige Anmeldungen gefischt. Nun jedenfalls werden wir Schüler des letzten Semesters die Bedeutung der Stunde erkennen und als gewiegte Philosophen das Kausalitätsprinzip der Uebernatur in der Seelenkultur der Exerzitien suchen und finden. . .

Bei soviel idealer Arbeit darf es uns niemand verwehren, wenn wir den nüchternen Alltag auch durch künstlerische Genüsse beleben und verschönen. Der Berliner Domchor, der vor einigen Wochen hier gastierte, fand auch in uns dankbare und aufmerksame Zuhörer; die Beethovenfeier, die unser hiesiger wackerer Cäcilienverein durch die Vorführung der achten Symphonie und der C-Dur-Messe veranstaltete, bereitete auch uns weihevolle Stunden. Und jetzt freuen wir uns auf die Don-Kosaken, die den guten musikalischen Ruf unseres Städtchens durch ein Gastspiel wieder bestätigen wollen.

Flüchtig verrinnen die Tage . . . Die Arbeit blüht und schafft von Stunde zu Stunde neues Verstehen und neue Horizonte. Und jeder Tag, der vorübergeht, ist ein Schritt näher zum großen Augenblick, der uns, gerüstet und gewappnet für den Lebenskampf, herausreißt aus den Gefilden der seligen Jugend und hineinstellt in die Wirklichkeit, wo der Traum zur Wahrheit werden soll und die Hoffnung sich erfüllt.

Jakob Battaglia, Chur.

Mitteilung der Schriftleitung.

Die nächste Nummer wird am 14. Juni erscheinen. Beiträge sind willkommen. Es wird gebeten, dieselben möglichst frühzeitig einzureichen.

4. Jahrgang Nr. 2 14. Juni 1928

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schnyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Inhalt: Etwas vom Lernen — „Polyhymnia“ — Ein Satz über Erziehung — Spuren im Schnee — Wie ich über die Strafe denke — Zwei vaterländische Gedichte — Vom Volkslied.

Etwas vom Lernen

Es ist eine bedeutungsvolle Frage: Wozu sollen wir lernen? Warum gehen wir in die Schule? Hoffentlich nicht zum Zeitvertreib! „Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir“, sagt ein alter Spruch. Das heißt mit andern Worten, wir sollen unsere guten Anlagen ausbilden für den Gebrauch im spätern Leben und uns nützliche Kenntnisse erwerben, die wir einmal brauchen können.

Halten wir zum Vergleich im Tierreich Umschau! Wenn der junge Vogel aus dem Neste fliegt, so ist er auch fähig, seine Nahrung selber zu suchen, ein eigenes kunstvolles Nest zu bauen und seine melodischen Lieder zu singen. Er hat die Lehrzeit bald gemacht. Beim Menschen ist es nicht so. Er muß seine Kräfte üben, damit seine Anlagen vervollkommnet und seine Talente vermehrt werden. Denken wir nur, wie lange es dauert, bis das Kind seine Gedanken ordentlich in der Schriftsprache ausdrücken kann, bis es seine Pflichten gegen Gott und die Mitmenschen kennt, wie sie der Katechismus vorschreibt! Das Kind kommt aus der Schule. Damit ist aber die Zeit des Lernens noch lange nicht abgeschlossen. Das heranwachsende Kind muß sich für einen Beruf entschließen. Es muß eine mehrjährige Lehrzeit durchmachen, um in einem Berufe etwas Tüchtiges zu lernen.

Auch wir sind gerade jetzt in der schönsten Lehrzeit. Der ganze Unterricht am Seminar ist eine Vorbereitung auf den Lehrerberuf. Besonders zwei Fächer sind die eigentlichen Berufsfächer des Lehrers: Pädagogik und Methodik. Als Lehrjunge kann jeder von uns vierzehn Tage in die Uebungsschule gehen, wo man einen kleinen Einblick in das Schulleben bekommt. Wohl jeder sagt nach dieser kurzen Zeit praktischer Betätigung, daß er noch gerne längere Zeit gegangen wäre! Er fühlt eine Art Heimweh nach der trauten Schulstube. Wahrlich, ein gutes Zeichen für einen werdenden Lehrer! Ist die sorgenlose Studienzeit einmal vorbei, so müssen wir uns immer weiter ausbilden, wir sollen uns für das interessieren, was wir in der Schulstube täglich brauchen. An jedem Tag macht der Lehrer, wie überhaupt alle Menschen, in dieser oder jener Beziehung Erfahrungen, die er später verwerten kann und nach welchen er sein Verhalten einrichten wird. So sehen wir, daß der Mensch bis zu seinem letzten Atemzuge nie fertig wird mit dem Lernen.

Der junge Mensch soll nicht nur von der Schule erzogen werden, sondern er soll beständig sich selber erziehen, um etwas Großes zu werden. Der Mensch kann sich durch seinen freien Willen immer mehr vervollkommnen. Das ist beim Tiere nicht der Fall. Es muß dem Naturgesetz gehorchen. Denken wir einmal nach, wo die Menschheit geblieben wäre, wenn sie nicht in die Tiefen alles menschlichen Wissens vorgedrungen wäre! Ich denke an Gutenbergs Erfindung. Durch sie wurde es ermöglicht, das Studium gewaltig zu erleichtern. — Napoleon wäre vielleicht ein gemeiner Soldat geblieben, hätte er sich nicht Tag und Nacht mit gewaltigen Plänen beschäftigt. In der Kriegsschule zu Brienne studierte er eifrig Mathematik, Geschichte und Geographie. Daneben war er ein Träumer und bei seinen Klassengenossen nicht beliebt. Napoleon war ein Willensmensch. Durch seine eiserne Ausdauer hat er es zum General, ja sogar zum Kaiser gebracht.

Daß auch wir uns beständig weiter ausbilden sollen, verlangen die großen Bedürfnisse unserer Zeit. Der Kampf ums Dasein ist heute härter als je. Auf allen Gebieten herrscht eine große Konkurrenz. Wer sein Brot verdienen will, muß sich über viele Kenntnisse und Fähigkeiten ausweisen. So ist es auch im Lehrerberuf. Die Zahl der stellenlosen Lehrer hat zwar stark abgenommen. Es ist aber heutzutage Brauch geworden, daß man bei der Besetzung einer Lehrerstelle nicht mehr ausschließ-

lich auf seine berufliche Tüchtigkeit schaut, sondern auf sportliche Betätigung oder ob der Lehrer in diesem oder jenem Verein die Stelle eines Vorstandsmitgliedes bekleiden werde. Sogar eine Frau in einer Gemeinde unseres Kantons hat diesen Uebelstand in einer Luzernerzeitung vor kurzem einmal gerügt.

Am Anfange stellte ich die Frage: Wozu sollen wir lernen? Beim Entwickeln meiner Gedanken drängte sich mir folgende Frage auf: Was sollen wir lernen? In der Primar- und noch in der Sekundarschule läßt uns diese Frage in Ruhe. Wir lernen eben nur das, was uns aufgegeben wird, wir haben Stoff und Fächer genug dazu. Später, also z. B. im Seminar, wird es notwendig, daß wir das Hauptgewicht auf einige Fächer oder auf ein einziges Fach verlegen. Naturgemäß konzentrieren wir unsere Kräfte auf die Gebiete, für die wir besser oder besonders gut veranlagt sind. Beim einen ist's die Musik, beim andern das Turnen, beim dritten das Zeichnen. Die Voraussetzungen zu einem guten Erfolge sind da am größten, wo die beste Veranlagung ist. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß man nur da üben und zwar tüchtig üben müsse, wo man gut veranlagt sei. Das hätte gewiß seine schlimmen Folgen. Vor allem aber sollen wir jene Fächer nicht vernachlässigen, die unsere Berufsfächer sind, aus denen wir später immer wieder schöpfen müssen.

Neben Pädagogik und Methodik sind zwei andere Fächer für den Lehrer von großer Bedeutung: Religionslehre und Deutsch. Unser Religionsbuch regt ja besonders zum Denken an, weil es sich mit abstrakten Dingen beschäftigt. (Ein anderer meinte, weil es so viele Fragezeichen hat!) Der Religionsunterricht ist Lebensfach; denn er beschäftigt sich mit den wichtigsten Fragen des Menschen. Er gibt uns Trost in schweren Stunden und regt uns bei Mißerfolgen zu neuer Arbeit an. — Das Studium der deutschen Sprache aber ist die Voraussetzung für die Erlernung der andern Fächer. Der Lehrer soll sich mündlich und schriftlich gewandt ausdrücken können. Aus diesem Grunde machten wir in der ersten Seminarklasse so viele Aufsätze. Nicht deshalb, weil der Herr Professor eine besondere Vorliebe für das Korrigieren hat. Auch im mündlichen Ausdrucke konnten wir uns üben. Unvorbereitet mußten wir Referate halten über beliebige leichte Themen. Nach dem Vortrag über die Eisengewinnung am Gonzen schilderte ein anderer, wie seine Nasenverkrümmung operiert wurde usw.

Noch kurz will ich die Frage beantworten: Wie sollen wir lernen? Wollen wir einen guten Erfolg haben, so ist die erste Bedingung, daß wir selbständig arbeiten. Wer die schriftlichen Arbeiten abschreibt, die Mathematikaufgaben von andern lösen läßt, wer beim Aufsagen das Buch offen hält, der betrügt in erster Linie sich selber und nicht, wie er meint, den Lehrer. Der Schüler soll daran denken, daß er für sich und für das Leben arbeitet. An den Noten, die er auf unehrliche Weise erobert hat, kann er gewiß nicht aufrichtig Freude haben.

Zur Selbständigkeit gehört auch, daß man das Gesagte nach Möglichkeit mit eigenen Worten wiedergeben kann. Ich möchte einen Vergleich wagen mit der Nahrung, die der Körper aufnimmt: es kommt uns bekanntlich nur jene Nahrung zugute, die der Magen verdaut; so verhält es sich auch mit dem Gelernten. Nur das hat für uns bildenden und bleibenden Wert, was wir geistig verdaut haben. Dann wird es in Fleisch und Blut übergehen.

Für ein fruchtbares Studium sollen wir eine gute Tagesordnung innehalten. Wir tun besser, wenn wir hie und da einen Spaziergang nach dem Heideggertobel machen, als wenn wir uns ohne Unterbrechung hinter die Bücher vergraben oder uns über einem mathematischen Problem den Kopf zerbrechen. Besonders nach dem Essen soll man einen Spaziergang machen. Man ist ja wieder viel frischer und geistig neugestärkt nach einem Spaziergange.

Verläßt uns das Glück beim Studium für einige Zeit, so sollen wir uns deshalb nicht allzusehr abschrecken lassen durch die Blicke eines gestrengen Meisters; denn das Sprichwort sagt: „Auf Regen folgt Sonnenschein!"

Richard Habermacher, Hitzkirch.

„Polyhymnia"

Im Seminar Hitzkirch hat sich anfangs Mai eine Harmoniemusik gebildet. Fast täglich hört man die Musikanten üben.

Das Mittagessen ist beendet. „Polyhymnia, Polyhymnia!" tönt's durch die Gänge. Schon stehen einige neugierige Erstkläßler vor der Turnhalle, in der die „Polyhymnia" Probe halten wird. Der Kilian rückt an mit seiner Klarinette. Stolz schaut er auf die herumstehenden Erstkläßler herab; denn er denkt: „Die werden die Ohren spitzen, wenn sie mich blasen hören!" Inzwischen ist auch der Heiri gekommen mit seinem Baß. Wie er in die Turn-

halle tritt, beginnt er aus Leibeskräften zu üben. Seminar und Seminaristen erzittern darob.

Jetzt gesellen sich noch andere zu den bereits umherstehenden Erstkläßlern. Einer macht eine abfällige Bemerkung über die „Polyhymnia", und die andern brechen in ein schallendes Gelächter aus. Die Furchtsamen unter den Musikanten verstecken sich hinter die andern, um von den Spöttern nicht gesehen zu werden.

Plötzlich wird die ungeduldig wartende Zuhörerschaft ruhig. Roman kommt. In seiner Hand hält er die Seminartrompete (die wahrscheinlich ein Fundstück aus der Blechzeit unseres Vaterlandes ist). Er hat sie sauber geputzt; denn der Dirigent muß mit dem guten Beispiel vorangehen. Er schreitet sehr selbstbewußt daher, seine Augen glänzen vor Begeisterung. Wie er die Zuhörer vor der Turnhalle so kleinlaut dastehen sieht, da reckt er unwillkürlich seinen Kopf hoch und tritt mit noch mehr Selbstbewußtsein vor seine Schar. Die Zaungäste können den Beginn der Probe fast nicht erwarten.

Die Bläser stellen sich in Reih und Glied. „Vorwärts marsch! — — — Eins, zwei!" Und jetzt geht's los. Der erste Akkord ist eine schaurige Dissonanz. „Halt! Besser aufpassen! — — Vorwärts marsch! — — Eins, zwei!" Jetzt geht's besser.

„Die können ja nicht einmal im Schritt marschieren, die haben ein feines Musikgehör!" spottet einer, der vor der Turnhalle steht. Ein anderer erwidert besänftigend: „Es sind nur etwa drei, die den Schritt nicht haben!" „Natürlich zwei Entlebucher!" witzelt ein Giftmaul. „Laß' die Entlebucher in Ruhe, die sind soviel wert wie alle andern Leute!" spricht einer erregt. Und bald ist die Zuhörerschaft derart in den Streit verwickelt, daß sie die Musik kaum mehr beachtet.

Ich verlasse die Streitenden und gehe ein wenig auf den Turnplatz spazieren. Auf der Bank sitzt ein Klassengenosse. Ich setze mich zu ihm.

„Du, wie gefällt dir dieses Musizieren?"

„Mich wundert's, was diese Musik zustande bringt!"

„Mich auch! Weit her ist's nicht damit!"

„Man kann noch nicht viel sagen, aber immerhin ist's nicht gut möglich, daß diese 16 Bläser etwas Rechtes fertig bringen!"

„Ein gleich großes Orchester könnte weit mehr leisten!"

„Du, sag mir, was das übrigens heißt „Polyhymnia"? Das ist mir unverständlich!"

„Es bedeutet etwa „vielstimmig". Natürlich will Roman damit Eindruck schinden, aber er erreicht das Gegenteil; lächerlich macht er sich samt seinen Genossen." — — —

„Jetzt blasen sie im Hof draußen! Komm!" Schnell gehen wir zwei. Schweißgebadet marschieren die armen Teufel im Hof herum. Des Baßbläsers Augen sieht man kaum. Er bläst sich fast die Lunge aus.

Es tönt schon bedeutend besser als vorhin in der Turnhalle. Aus Türen und Fenstern schauen neugierige und lachende Gesichter. In kurzer Zeit aber ist das Schauspiel im Hof draußen fertig, und die „Polyhymnia" löst sich auf, aber nicht in Schwefeläther.

Schon wenige Wochen später hat die „Polyhymnia" keine abschätzende Beurteilung mehr erfahren.

Es ist Pfingstmontagmittag. Wir stehen in Reih' und Glied, bereit zum Abmarsch nach Münster. Das Musikkorps hat sich an die Spitze gestellt.

„Marsch! — Links, rechts! Eins, zwei!" kommandiert der Polyhymniadirigent. Nach kurzer Zeit beginnt die Musik zu blasen. „Es ist doch viel schöner zu marschieren auf die Musik! Ich hätte nie gedacht, daß unsere Polyhymnia soviel zustande bringt!" „Ja, da läßt es sich flott marschieren!" Die Leute im Dorfe stehen unter den Türen, andere an den Straßenecken und schauen uns verwundert nach. Die meisten Seminaristen marschieren gradausschauend an den Leuten vorüber, andere schauen sie nur von oben herab an, indem sie denken: „Seht da, wir Seminaristen können etwas!"

Jetzt ist der erste Marsch zu Ende gespielt. Kaum hundert Schritte marschieren wir weiter, und schon bläst unsere „Polyhymnia" den zweiten. Wir sind bereits im Unterdorf. Da begegnen wir überall lachenden Gesichtern. Gerade wie wir beim Friedhof vorbei sind, hat die Musik fertig gespielt. In fünf Minuten sind wir in Richensee. Auch da wird ein Marsch geblasen. Allmählich marschieren wir nicht mehr zu vieren, sondern jeder geht, wie ihm beliebt. Hie und da singen wir ein fröhliches Studentenlied. Auf einer Anhöhe vor Münster stellen wir uns wieder zu vieren auf. Beim Einzug in den Flecken beginnt die „Polyhymnia" wieder zu blasen. Wir marschieren zur Stiftskirche hinauf. Ein Lehrer, der dieses Jahr die Prüfung gemacht hat, erwartet uns. Er begleitet uns in die Kirche und zeigt uns den sehenswürdigen Kirchenschatz. Das dauert etwa eine Stunde.

Noch eine halbe Stunde geht's, und wir begeben uns in die Wirtschaft. Die „Polyhymnia" spielt noch einen flotten Marsch, und dann können wir endlich unsern Durst löschen. Jetzt ist jeder gut gelaunt. Wir trinken und singen. Fritz spielt hie und

da einen Tanz auf dem Klavier, dann singen wir wieder ein heiteres Studentenlied, das unser Herr Musikprofessor begleitet. In gemessenen Zeitabschnitten spielt auch unsere Musik. Das gibt jedesmal wieder frischen Mut. Die Fröhlichkeit steigert sich fast bis zur Uebermütigkeit. Im schönsten Leben und Treiben drin muß abgebrochen werden. Der Herr Prof. Fischer hat's befohlen, und dann muß es eben geschehen. Vor dem Verlassen des Gasthauses zum „Ochsen" bläst unsere „Polyhymnia" den Abschiedsmarsch. Der Herr Professor kann's kaum erwarten, bis dieser zu Ende ist, und er sagt: „Hoffentlich gibt's jetzt wieder einen, auf den man marschieren kann!" Und wirklich, welch' Glück, jetzt wird einer gespielt, und wir können darauf marschieren. (!) Wie der fertig ist, marschiert wieder jeder, wie's ihm paßt. Etwa um halb sieben Uhr sammeln wir uns in Richensee beim Schützenhaus und ziehen fröhlich ins Seminar hinauf.

Unsere „Polyhymnia" hat also wider Erwarten gezeigt, daß sie etwas leisten kann.

Vivat! Floreat! Franz Bühlmann, Hitzkirch

Ein Satz über Erziehung

Wenn in den Osterferien an einem frühen Morgen der erste goldene Sonnenstrahl zitternd durch eine kleine Fensterladenspalte sich bohrte und auf mein Gesicht fiel und mich weckte, und ich dann aufstand, als das monotone Plätschern und Sprudeln des Bächleins, das durch den Garten gleitet, mich aufhorchen ließ; wenn ich dann die Fensterladen öffnete und schon tausend Amseln, tausend Finken, tausend Zeisige im Garten singen hörte, und ihre Auferstehungshymnen in meine Seele drangen; wenn die allbelebende, Finsternis bezwingende, Wärme spendende und Frieden sendende Himmelskönigin mir den Morgengruß erwiderte und den Garten im Morgendunst in ein mannigfaches, buntbelebtes Farbenspiel hüllte und jedes Blättchen, jedes Blümchen, jedes Ränkchen sein perlengeschmücktes Häuptchen ehrfürchtig neigte und freudig dankend, frisch aufatmend sich streckte, indem es den schweren Tautropfen dem Boden anvertraute; wenn selbst das Bächlein ein Lebensquell wurde, das durch die feingeordneten Beetchen und die lispelnden Sträucher dahinhüpfte, mit den Wolken am Himmel spielte und allerlei Spaß trieb, indem es hin und wieder den lieblichen Pflänzchen, die ihr helles Antlitz im kristallenen Wasser schauen wollten, einen tüchtigen Spritzer gab, daß sie beschämt sich zurückneigten; wenn singend und mit Freude strahlender Stirn die Himmelskönigin am Himmel heraufkam und in den Garten rosige Mädchen und markige Buben mit Hacken, Karst, Spaten und Rechen kamen; wenn dann die Mädchen die Erde der Beetchen lockerten, zwischen denen ein schmales Weglein sich durchwindet, die aufgeworfenen Hügelchen mit Tropfsteinen umkränzten und in die warme Erde gelbe Maßliebchen, duftende Veilchen, bescheidene Schneeglöckchen und Bergschlüsselblümchen setzten; wenn die Buben Johannis- und Stachelbeersträucher, Apfel-, Birn- und Kirschbäumchen dem Boden anvertrauten, hoffend, daß sie einst viele Früchte tragen würden; wenn aus dem niedlichen Bienenhaus in der sonnigen Gartenecke die aus der langen Winterruhe gestörten Bienchen emsig in die Sonnenflut flogen und bald aus dieser, bald aus jener Blume Nektar naschten; wenn der würdige, edle und erfahrene Lehrer der arbeitsamen Kinder bedächtigen Schrittes durch den „Jugendgarten" ging, wo die Mädchen und Buben Frühlingslieder sangen, und freudenhell und sonnenwarm lächelte und ihm einleuchtete, daß es mit dem Menschen gleich sei wie mit den Pflanzen, daß man wohl den Stoff zum geistigen und körperlichen Wachstum dem Menschen geben kann, daß aber ein anderer aus dem Stoff den Körper aufbauen müsse, aber daß zum Gedeihen der Blumen die Sonne unentbehrlich sei, die für den Menschen ist der Glaube, der den Kindern aus den Eltern und Lehrern zuströmt; wenn ich dieses innige, tiefe, unergründliche Leben und Schaffen und Wirken und Streben aller Geschöpfe füreinander, die durch den heiligen Hauch des Ewigschöpfers belebt werden, in mein sonniges Herz faßte: dann überfloß meine Seele von Seligkeit, dann fühlte ich mich auf Fittichen der Engel davongetragen von der Erde, und es beschämte mich, daß wir ein gar blindes Auge haben für das, was um uns her quillt und lebt, daß man nicht lernen will von der Sonne und dem Garten, von den Pflanzen, die aus dumpfer Erde duftende Blumen hervorbringen; dann gelobte ich, danach zu streben, meine Seele zu dem zu bilden, was die Pflanze ist, die Leid und Aergernis umarbeitet in Freud' und Liebe und mit Blüten alle Menschen um uns erfreut; dann beglückte mich eine unaussprechliche Beseligung, denkend und hoffend, den Kindern einst das sein zu dürfen, was die Sonne einem Rosengarten ist, und dann war meine Seele Lobgesang und Dankgebet; dann erkannte ich, wie klein der Mensch ist und wie klein er darum alles einschätzt; dann sang ich aus vollem Herzen: Gott Vater, Schöpfer aller Dinge, Du tust Wunder, Du

bist die Barmherzigkeit, und die Erde preist Deine Güte und Weisheit, Du streckest Deine Hand aus und lässest Deinen Geist über die ganze Erde brausen, daß das Tote lebendig wird, und freuest Dich jedes Würmchens und Stäubchens, das von Deinem Geiste atmet und nach Dir strebt; Herr, Du bist groß!

Wilhelm Fürst, Hauterive (Freiburg).

Spuren im Schnee

Schneeflocken tanzen vor meinem Fenster. In unendlicher Fülle fallen sie, weiß, rein, aber in wildem Durcheinander. Es sind Flocken in ihrer Jugend, vom Sturme gepeitscht und zerschlagen; unermeßlich viele, von einer Wolke geboren, vom Winde getrieben! Hei! das paßt ihnen. Wie sie übermütig sind! Es gibt nur Freude bei ihnen: ein einziges, wildes Freudenfest! Sie lassen sich zausen und zausen sich selbst; sie raufen sich gewaltig. Nachbarlich sind sie und freundschaftlich schnell zusammen, und sie schließen „geheime Bünde des Herzens" und schwärmen von hohen Dingen und träumen von künftigen Zeiten und — vergessen sich selbst, vergessen das Heute und lassen sich gehen im Wirbel der Winde. Alle sind Freunde, alle lieben sich, und alle geloben sich ewige Treue; nie will der eine den andern verlassen, nie vergessen — da kommt der Wind herangestürmt, und er faßt sie wild, wirft sie durcheinander und treibt nach Belieben mutwilliges Spiel und Scherz mit den Schaukelnden. Doch, was schadet's? Verlier' ich die Liebe des einen, so find' ich die Liebe des andern. Der Freund von heute nützt mir mehr als der von gestern! — Also denkend wirbeln sie nach Herzenslust; sie grüßen und scheiden, lieben neu und entsagen mit jedem verronnenen Augenblicke. Wirbelnd und tanzend sinken sie näher zur Erde, sturmgepeitscht, haltlos, ohne Zweck und Ziel. Wie sie so schaukeln, tritt plötzlich eine Frage an die Masse heran: „Wo lässest du dich nieder? Säume nicht! Es gilt Sein oder Nichtsein! Erfasse den rettenden Augenblick!" —

Alle vernehmen die drohende Stimme, aber wenige sind sich klar; wenigen nur winkt ein festes, erreichbares Ziel. Augenblicklich fährt eine Panik in die Herrenlosen. Doch der Sturm heult, klatscht und lacht und schupft sie weiter, mutwillig immer tiefer in die Schatten einer geheimnisvollen, unerbittlichen Ungewißheit. Wohin?

Da ragen Berge aus dem Chaos herauf. Berge, breitschultrig und felsenfest; sie recken sich im Sturme den Irrenden entgegen. Einige erfassen im Strudel den Augenblick und klammern sich verzweifelnd an die Felsen, die sie dem höhnenden Spiele der Winde entreißen. Den meisten aber gefällt der Rummel, oder sie bleiben solange unschlüssig, bis der Wind, der neue Kräft gesammelt, auf die Zaudernden losstürmt und sie rasch von dem nahen Ziele wieder abtreibt. Sie sinken tiefer, das Ziel entrückt im Dunst, doch der Jubel dauert an; es ist ein Jubel, der die Not nur schlecht verdeckt; im wechselnden Licht und Schatten blitzt Jammer und Elend hervor! — Der Wind fährt nimmersatt hinter ihnen her, und er wirft den Trubel in das Tal oder weiter hinaus, in die unendliche Ebene. Ohne zu zaudern, werfen sich die Müden, zerschlagen und verworfen, dem ersten besten Halt entgegen.

So sammeln sie sich endlich in ungeheuren Mengen und finden sich im Tal und in der Ebene zusammen, und sie sind ganz ruhig und vertragen sich gut. Alle sind froh, einmal Ruhe gefunden zu haben und nicht mehr dem Mutwillen der Winde preisgegeben zu sein. Sie bedecken Berge und Hügel, Täler, Wälder, Felder, Dörfer und Städte, Weg und Steg; sie schmiegen sich innig der Erde an, soweit das Auge reicht, und alle sind glücklich.

Aber es dauert nicht lange, so beginnen neue Leiden: Sie müssen es geschehen lassen, daß die Menschen sie mit Füßen treten, und können es nicht hindern, daß man ihr Kleid beschmutzt. Denn jedermann, auf seiner Reise, kommt hin und wieder durch lose Straßen; der eine sucht sie zu umgehen, und — und muß zusehen, wie er in eine noch schlimmere gerät; der andere tappt mitten durch. Da bleibt an der gröbsten und an der allerfeinsten Sohle, an dieser mehr, an jener weniger des aufgeweichten Straßenkotes hängen.

Wenn nun der Wanderer in Schnee gerät, so hinterläßt er anfangs eine dunkle Spur, die sich nur allmählich in den Schneeflocken läutert. Wer sie weiter verfolgt, wird finden, wie die Stapfen endlich rein, im reinen Schnee ihr Reiseziel erlangen! Auf diese Weise verlieren die Schneeflocken ihr reines Festkleid: sie sind — so scheint es — zu tief gefallen! Nur die an den höchsten Schultern der Berge bewahren ihr Kleid rein und weiß, und sie leuchten in die bewundernde weite Welt hinein.

Hervortritt eines Tages die Frühlingssonne aus den Wolken, die sie gesprengt. Sie guckt in die

erwachende Welt; herb ist ihr Licht, vor dem der alte Winter in die Berge flieht. Da vermögen die Schneeflocken den strafenden Blick der reinen, der strahlenden Himmelskönigin nicht auszuhalten, und aus lauter Scham über ihr elendes, verpfuschtes Kleid schmelzen die Aermsten in Tränen zusammen und rinnen vom Berg durch das Tal in die unendliche Welt — als große, schmutzigbraune Lache. Die Flocken sind hin. Da liegen sie am Busen des weltumspannenden Meeres, ein Spiel der Stürme, die sie aufwühlen und peitschen; doch nicht, um so zu bleiben. Die Sonne, deren Anblick sie vernichtet, ruft sie jetzt von neuem in reinere Höhen des Himmels und schenkt, in ihrer unendlichen, verzeihenden Liebe, den müden Verschupften ein neues, weißes Kleid zum großen Feste der Auferstehung.

Rudolf Helfer, Hauterive (Freiburg).

Wie ich über die Strafe denke

Noch heute sind die Meinungen verschieden über die Bestrafung der Kinder in der Schule. Wir können heute noch in der Schule den Strafstock finden, die Rute hinter der Tafel. Wie oft sieht man den Lehrer in der Schule, beständig den Stock unter dem Arme! Damit glaubt er, sich als Herr der Schule zeigen zu können, sich bei den Kindern Autorität zu verschaffen. Liegt denn die Autorität im Stock?! Vielleicht hat dieser Lehrer noch nie das Wort gehört: „Stocklehrer, erbärmliche Lehrer!"

Kann die Strafe in der Schule gänzlich weggelassen werden? Nein. Aber wir sind nicht mehr in der Zeit, da der Lehrer glaubte, seine überschüssigen Kräfte an seinen Schülern messen zu müssen. Der Lehrer ist als Erzieher in der Schule und nicht als Stockmeister.

Wozu soll die Strafe dienen? Sie will das Böse, das im Kinde liegt, tilgen, ausrotten und dem Guten zum Siege verhelfen. Die Strafe ist ein Besserungsmittel, das in keiner Schule fehlen kann und darf. Jede Schuld zieht eine Strafe nach sich. Das Kind muß das Schlechte erkennen, damit es sich davon abwendet.

Jeder Strafe geht eine Schuld voraus. Der Lehrer hat die Pflicht, dieselbe vorerst zu untersuchen. Die Untersuchung soll aber nach der Schule geschehen. Die Strafe sei der Schuld entsprechend. Der Lehrer kann auf zweifache Weise strafen: negativ, indem er dem Schüler etwas entzieht; positiv, indem er ihm etwas gibt.

Auch die Strafe soll der Lehrer nach der Schule vornehmen. Nicht die körperliche Strafe beeinflußt das Kind, denn es vergißt dieselbe bald oder gewöhnt sich daran. Die Strafe muß die Seele des Kindes treffen. Der Lehrer belohnt die Kinder mit Ehrenämtern. Durch die Entziehung derselben kann ein Kind bestraft werden. Durch das Versetzen wird sich der Schüler seiner Schuld stets bewußt. Der Lehrer nimmt ihn in seine Nähe und hat ihn so stets unter seinen scharfen Augen. Das Kind zeigt besondere Freude am Spiel. Der Schüler kann empfindlich bestraft werden, indem man ihn vom Spiel ausschließt oder von dem Spaziergange, den der Lehrer mit seinen Schülern macht. Eine besondere Strafe ist auch das Nachsitzen. Wie soll dies aber geschehen? Ich gebe dem Schüler eine Arbeit, kurzes Abschreiben aus einem Lesebuch. Diese Arbeit muß fehlerlos und genau gemacht werden. Nie soll der Schüler mit einem Aufsatze bestraft werden. Der Aufsatz soll für das Kind etwas Hohes sein, eine Arbeit, die der Schüler mit Fleiß und Liebe verrichtet.

Der Lehrer verlangt vom Kinde, daß es den Willen dem seinen unterordnet. Durch Bestrafung mit schriftlichen Arbeiten bin ich aber nicht gewiß, ob ich den kindlichen Willen in Händen habe. Der Wille des Lehrers sei Gesetz in der Schule. Der Trotz des Kindes widersetzt sich aber demselben. Das Turnen ist ein Fach der Willensübung. Ich behalte deshalb den zu Bestrafenden nach der Schule zurück und lasse ihn ein paar Uebungen machen. Da wird der Trotz des Kindes mürbe. Sein Wille wird sich bald fügsam leiten lassen. Zudem hat diese Strafe ihr Gutes, weil sie dem Kinde nicht schadet, sondern nützt.

Ein guter Lehrer, der seine Autorität nicht durch den Stock, sondern durch seine gute Schulführung wahrt, wird selten diese Strafen anwenden müssen. Ein Verweis genügt, das Kind zum Gehorsam zu zwingen. Die Drohung wird den Schüler einschüchtern, ein scharfer Tadel das Kind beschämen. Der Lehrer verlangt als eigentliche Strafe pünktliche Arbeit; die Arbeit wird besonders beaufsichtigt. Fort aber mit dem Stock!

„Reicht das Wort, die Rute fort!
Reicht der Blick, so spar' das Wort!"

Ein Schüler soll nicht vor der ganzen Schule bestraft werden, außer wenn sich dieser seiner schlech-

ten Tat vor seinen Mitschülern gebrüstet hat. Straflektionen für die Gesamtheit der Schule sollen nur stattfinden, wenn die ganze Schule strafbar ist.

Eine gute besondere Art der Bestrafung ist die „Epistel-Verlesung." Ich behalte den Schüler nach der Schule zurück und halte ihm eine kurze angemessene Strafpredigt. Alsdann schicke ich ihn schleunigst nach Hause. Ich selbst mache einen Bummel ins Freie und kann bei dieser Gelegenheit von einer Anhöhe beobachten, wie der Getadelte so flink als möglich sein Elternhaus aufsucht.

Die Strafe in der Schule sei aber selten. Der Charakter, die Energie, das Wissen und die stete Arbeit des Lehrers sind es, die ihm die Autorität verschaffen, die die Schule in Zucht hält. Der Lehrer ist nicht ein Tyrann, sondern ein Vater, dem die Kinder mit Liebe und Hochachtung entgegenkommen. Dies erreicht er aber nur durch die richtige Behandlung der Kinder. Die Liebe und Hingebung zum Beruf bringt den Segen in die Schule.

Ernst Wipfli, Hauterive (Freiburg).

Zwei vaterländische Gedichte

Mannigfaltig sind die Eindrücke, die wir aus einem Gedichte schöpfen. Wir wollen das Gedicht lesen, an seiner Sprache uns freuen, seinen Gehalt genießen; wir wollen mitdenken, mitfühlen und miterleben. Wir tragen dieses Interesse in uns, weil wir wissen, daß das Gedicht uns in kunstvoller Form hohe Gedanken bietet, die uns bilden, erheben, befriedigen und zugleich zu neuem Leben und Schaffen antreiben. Solche Gedanken enthält Kellers Gedicht: „An das Vaterland". Wer liebt denn sein Vaterland nicht? In jedem Menschen brennt ein warmes Flämmchen der Liebe und Begeisterung für sein Vaterland. Aber was muß nun der Dichter im Gedicht wiedergeben, und wie muß er es gestalten, damit wir den Geist des Vaterlandes recht erfassen und damit unser Herz aufjuble? Um dies darzulegen, wollen wir zwei vaterländische Gedichte miteinander vergleichen und dadurch das Rechte erkennen. Die Gedichte, die wir miteinander vergleichen, sind: „An das Vaterland" von G. Keller und „Heinrich der Vogler" von F. G. Klopstock.

Beide Gedichte wollen in uns den Patriotismus wecken. Klopstock versucht es durch gemeinsame Begeisterung für den Krieg. Dies ist nicht recht, weil ein Volk nicht vom Kriege lebt und weil die guten nationalen Gefühle nicht Krieg bedeuten, sondern Frieden. Keller gibt uns tiefstes Empfinden wieder, das uns bewegt, mitreißt und das ruhige stimmungsvolle Gedicht belebt.

Der Aufbau ist bei Klopstock, solange er den Krieg schildert, lebhaft und logisch entwickelt, nachher jedoch folgen sich sprunghaft Bilder, die gar nicht irgend ein nationales Gefühl wecken und deshalb im Gedicht wertlos werden. Durch diese Bilder wird zugleich die Einheit des ganzen Gedichtes gestört, so daß die Schlußstrophe von den ersten abgetrennt dasteht. Wie herrlich jedoch ist diese Einheit bei Keller gewahrt! Alles strebt dem Ziel, Vaterland, entgegen. Die erste Strophe [illegible] eine unbändige Liebe zum Vaterland. Dann zeigt der Dichter die Kraft, die von unsern gewaltigen Bergen ausströmt und uns in allen Lebenslagen einen unbeugsamen Stolz aufs Vaterland einprägt. Das schweizerische Heimweh und die Freude beim Anblick eines Landsmannes dürfen bei Keller nicht fehlen. Dann der sehnliche Wunsch eines jeden Schweizers, in seinem Lande begraben zu sein! Und nun, wo bei Klopstock nach Ruhm gejagt wird, erfleht Keller von Gott den herrlichsten Wunsch für sein Vaterland.

Die Satzform ist bei Klopstock oft sehr gezwängt, so daß man Mühe hat, ihn zu lesen. Die Sprache ist schwungvoll, doch zeigt sie öfters kleine Härten. Bei Keller fließt die Sprache wie ein helles, reines Bächlein, aus dessen Grund wie Goldkörner die edlen Gefühle aufleuchten. Sie ist anmutig, fein und leicht bewegt, so warm und eindringlich, daß sie sich mit dem Inhalt unzertrennlich vereinigt.

Klopstock hat nicht bleibende Gefühle in sein Gedicht gelegt, deshalb hat es der Zeit auch nicht standgehalten; Keller dagegen legte tiefes und wahres Empfinden der Schweizer in sein Gedicht; weshalb das Gedicht von den Schweizern zur vielgesungenen Nationalhymne erhoben worden ist.

Ernst Gutknecht, Hauterive (Freiburg).

Vom Volkslied

I. Entwicklung. Dichter des Volksliedes ist das Volk selbst. Das Volk spricht nicht poetisch, aber es singt, und die Seele des Volksliedes, durch die es weiterlebt, ist die Melodie. Die Melodie des Volksliedes ist bittend, flehend, packend, hinreißend. Welchen Eindruck müssen diese bekannten Weisen fern der Heimat erwecken! Das Volkslied wurde singend improvisiert. Das Volk künstelt nicht lange daran herum. Der Landsknecht, der Jägersmann, der Gärtner, der wandernde Bursche, der Senn, oder wer es sang: er jubelte plötzlich hinaus aus voller Brust, in überschäumender Lebenslust, mit dem Gefühl der Freiheit und mit unbändiger Kraft. — Sehnende klagten ihr Leid, ihr Verlangen — unbewußt — den Vöglein, dem Walde, der Landstraße. Die Melodie ist nicht kunstvoll und doch von einer solchen Gewalt, einem solchen Drang und Sturm, einem solchen Beten und Schmeicheln, daß selbst der steifste „Salonkönig" auftaut und mit in den Kehrreim einstimmt.

II. Stoff. Das Volkslied geht vom Leben aus und gibt das Erlebte, Erfahrene wieder. Es zeigt weniger die Erlebnisse einer Nation als vielmehr die Bekenntnisse des Einzelwesens, und doch singt und jubelt es Empfindungen von solcher Allgemeinheit, daß es für jeden Geltung hat.

Liebesfreude, Liebesschmerz, Lebenslust sind ohne Zweifel die vorherrschenden Quellen des Volksgesanges. Doch sind auch andere Quellen vorhanden. Alles, was das Volk bewegt, Freudiges oder Schmerzliches, das klingt im Liede aus. Sind diese Lieder im Goetheschen Sinne Gelegenheitsgedichte, die an einen erschütternden, unaufgeklärten Vorfall in der Nachbarschaft, an Raub und Mord, an unglückliche Liebe mit tragischem Ausgang anknüpfen, so wird zugleich eine starke Naturstimmung damit verbunden. Das Volkslied verrät die Wirkungen des Gefühles nicht. Es wird der Phantasie des Hörers oder Sängers überlassen, den Verlauf zu vervollständigen und auszumalen.

III. Form. Die Form ist schmucklos und doch so klangvoll; heftig und tief bewegt spricht die Empfindung aus dem Volksgesang. Die Verse sind gereimt, auch wenn der Reim oft „an den Haaren herbeigezogen" werden muß. Zur Vertiefung des Gefühls jubelt das Lied in einen Refrain aus, der zum Mitsingen auffordert. Das Ganze ist oft zusammenhanglos. Angenehm berühren uns im Volkslied der natürliche Rhythmus und die Freiheit der Verse.

IV. Arten. Abschiedslieder, z. B. „Innsbruck, ich muß dich lassen"; Liebeslieder, z. B. „Im Aargäu sind zwei Liebi", „Im Summer, wenn's schön Abe-n-isch . . ."; Trinklieder (leider viele Studentenlieder!); Rätsellieder; Schlachtlieder, vor allem aber Standeslieder.

Walter Herren, Hauterive (Freiburg).

Erinnerung

Ein Sonnenland, das stets der müden Seele
Erquickung beut!
Vom Hauche der Verklärung übergossen,
Erscheint gar vieles jetzt in ros'gem Schein,
Das einst wie spitze Dornen stach. —
Es war einmal! Der Zauber lichten Märchens
Verklärt nun das Gefilde der Vergangenheit
Und öffnet schweigend Blatt um Blatt
Des Buches hingeschwund'ner Rosentage.
So wird's nun auch bei mir:
Vorbei sind meine frohen Märchenjahre
Der lachenden Jungmädchenzeit!
Was übrig bleibt, das ist Erinnerung,
Erinnerung ans gold'ne Sonnenland,
Wo, einem Falter gleich, der Frohsinn herrschte
Und köstlich-liebliche Sorglosigkeit.
Erinnerung an Lenz und Liebe, so kurz
Wie eines Maienmorgens würz'ger Duft!

Stans. Hedwig Odermatt.

Auf der Schwelle

Man schließt das Tor. Das Werden ist vorbei.
Mit tiefem Ernst erwartet dich das Sein.
Der frohen Mädchenträume gold'nen Schein,
Den bricht die Wirklichkeit wohl rasch entzwei.
Doch nur voran! Bis jetzt war's Theorie,
Die sich in Praxis nun erproben soll.
Laß nur den Mut, von dem dein Herz so voll,
Vom wilden Lebenssturm dir rauben nie!

Stans. Hedwig Odermatt.

Mitteilung der Schriftleitung

Gefl. Beiträge für die nächste Nummer müssen bis spätestens 12. Oktober eingesandt werden.

4. Jahrgang Nr. 3 25. Oktober 1928

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schnyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Inhalt: Anhänglichkeit und Treue — Erinnerungen aus dem Tessin — Allerlei aus Hitzkirch — Mitteilung der Schriftleitung.

Anhänglichkeit und Treue

Die Zuger Seminarklasse 1899—1903 kam am 7. und 8. August 1928 in Zug zusammen zur 25-jährigen Gedächtnisfeier ihres Austrittes aus dem Seminar. Die Dankbarkeit und Anhänglichkeit an den Ort ihrer Berufsbildung und an Zug selbst, sowie die gegenseitige Treue untereinander ist von einem Klassengenossen in einigen Versen zum Ausdrucke gekommen, die hier folgen mögen.

Wiedersehen.

Mit heil'ger Scheu betraten wir
Den Ort der alten Bildungsstätte;
Wir schauten hin und zagten schier.
Und sah'n der Jahre lange Kette . . .

Ist's möglich! — Fünfundzwanzig Jahr
Sind freud- und leidvoll hingegangen,
Seit man hier still zum Manne war,
Zum Mann im schönsten Blütenprangen.

Gott grüß dich, Stätte lieb und traut,
im Glanz der heißen Mittagssonne!
Wir haben dich treu uns eingebaut,
dem Leben warst du Stern und Wonne.

Des Hauses Leiter seid gegrüßt!
Im Schnee des Alters lacht die Jugend,
das frische Wasser rauscht und fließt,
diamanten glänzt die Mannestugend.

Gott segne, Haus, dich immerdar
mit deinem treuen Pflichtengreise,
du Hort der Jugend wunderbar,
getreu der alten Christenweise.

Mit heil'gem Wunsche zieh'n wir fort,
vergessen niemals deiner Liebe;
du bleibst ein lieber, treuer Ort
uns stets im lauten Weltgetriebe.

Freundeskreis.

Der Stundenzeiger rückt und rückt,
ist nicht mehr weit von Mitternacht.
Die Freunde, ach, sind nicht entzückt,
daß Freundeszeit so kurz bedacht.

Vor zwei einhalb Jahrzehnten trat
der kleine Trupp aus engem Raum,
die Brust voll Durst nach froher Tat,
so strahlend wie ein Blütenbaum. —

Die ferne Jugend steigt herauf,
Erinnerung lebt in Gegenwart.
Es türmt sich immer mehr zu Hauf
der Jugendtage Eigenart.

Derweil der gastestreue Freund —
jetzt Präsident der Heimatstadt —
im Klang der Becher alle eint . . .
Philistereis geschmolzen hat. —

Wie schnell sind Herzen aufgetaut
beim freien, trauten Jugendwort;
wie rasch ist Stein um Stein gebaut,
der Steig zum sel'gen Jugendhort! . . .

In Adern rieselt junges Blut,
das Blut der frohen Studienzeit.
O bleib', du frischer Jugendmut
und halte aus in Fröhlichkeit! —

Und höher rauscht der Seele Sang;
wir sind daheim im fernen Land,
und denken nicht im Jugendgang,
wie schnell die Zeit die Stunde wand . . .

Daß Freundeszeit so kurz bedacht! —
Die Freunde, ach, sind nicht entzückt.
Schon kam die späte Mitternacht.
Der Stundenzeiger rückt und rückt. — —

Gedenken.

Ein kurz Gedenken nur!
Zwei Freunden soll es gelten.
Der Todesengel fuhr
sie hin in andre Welten.
Zwei Freunde treu und gut!
Wir liebten sie in Treue.
Es kam der Leiden Flut
und packt sie stets aufs neue.
Als Helden starben sie . . .
Gott mög' die Lieben lohnen,
die Witwen, Waisen wie
Getreue trostvoll schonen.
Im Frieden ruhet aus
bis wir uns wiedersehen.
Wir geh'n von Haus zu Haus,
Bis man mit uns wird gehen.

Abschied von Zug.

Herrlich liegt der blaue See,
liegt wie einst in fernen Tagen.
Meine Seel' beschleicht ein Weh,
muß nun Lebewohl ihm sagen.
Hingesät am grünen Hang
grüßen Gärten, Türme, Villen . . .
spiegeln sich im Wellengang,
tauschen Liebe aus im stillen. . .
Und des Himmels reines Blau,
leuchtend in der Sommersonne,
wölbt sich über See und Au
ganz in Frieden, Glück und Wonne . . .
Bild so schön und wunderbar —
strahle mir in künft'gen Tagen!
Nimm den Dank der Freudensschar,
nimm, was Gruß und Blick dir sagen! —

Leuggern, den 12. Aug. 1928.

Josef Welti.

Erinnerungen aus dem Tessin

Die Schreckensnachricht vom Bergsturz des Monte Arbino im Tessin hat in mir alte Erinnerungen wachgerufen. Der große Schulausflug führte uns Seminaristen der zweiten Klasse durch das heimgesuchte Gebiet.

RESTA! Was soll das bedeuten? Ja, wieso denn halt, und vor was.

Das war so:

Seit der fünften Morgenstunde schon waren wir auf dem Weg. Am Nachmittag um drei Uhr langten wir schwitzend auf der Paßhöhe des Iorio an. — Gewiß, diese Höhenluft hatten wir redlich verdient! — Und nun? Singend zogen wir auf die italienische Grenze los und überschritten sie. Weit und breit kein Mensch! — Endlich kommt ein rassiger, sonnenverbrannter Fascist hüpfenden Fußes mit einem schief gedrehten Tirolerhüterl und geladenem Gewehr von einer Kuppe heruntergeeilt. Er fuchtelt mit einem Arm und schreit wie wütend, so daß wir sofort bemerken, er will uns aus Mussolinien vertreiben. Das geht nun aber nicht so leicht wie man etwa eine Mücke fortbläst, die einem lästig wird; mit dem Mann wollen wir noch ein Wörtlein reden! — Leider konnte er nicht deutsch. Andernteils war es wieder von Vorteil für ihn, er mußte sich dann auch nicht aufregen unserer spitzigen Reden wegen. Nach langen Unterhandlungen zwischen unserm Führer und dem Zöllner, zu dem sich nun auch noch ein bissiger Süditaliener gesellt hatte, geraten wir nun doch in einen gerechten Zorn, als uns kundgegeben wird, was jetzt herausgeschaut hat. — Zurück! Sieben Stunden zurück durch das unwegsame Marobbiatal!

Wie Indianer klettern wir hintereinander her, einige matt zum Zusammenbrechen, durch Gestrüpp und über Runsen, ziehen über Alpen und durch Wälder und gelangen so in mildere, freundlichere Gegenden. Blumenbesäte Wiesen bieten uns hier Abwechslung. —

Es liegen da, höchst behaglich ein Pfeifchen schmauchend, am Wegrand drei sonnengebräunte Gestalten. — „Was?" — „Für was?" — — „Ja, wozu hat denn der dort einen Revolver in der Tasche." Neugierig schaute uns das schwarze Loch der Waffe an. — Jetzt geht mir ein schönes, grünes

Lichtlein auf: Das sind zweifellos Schmuggler! Jeder hat neben sich eine Last Kaffee und Tabak. — — Und die können so still vergnügt und lächelnd blaue Rauchringlein in die lauwarme Tessinerluft hinausblasen, und über ihnen liegt doch eine furchtbare Ungewißheit: Vielleicht liegt der eine oder andere am Morgen schon als Leiche am Iorio droben! Die Berge schauen alldem gleichgültig und hart zu, nur ungeheure Schatten werfen ihre Spitzen auf die gegenüberliegenden Felsen, riesigen schwarzen Fingern gleich. — — Gelassen, ruhig, wie gewöhnliche Leute etwa nach dem Wetter fragen, erkundigen sie sich über die Anzahl der Grenzwächter auf dem Iorio.

... ½ 10 Uhr! Schwarz und unheimlich ragen die Zinken der Berge gegen den Himmel. Totenstill lastet die schwere Luft, ins enge Tal eingepreßt, auf allem. — Jetzt sind sie an der Arbeit! Von ferne hört man das Rauschen der Marobbia. Bellano! Endlich ein Dorf! In einem kleinen Gasthaus schlagen wir unser Lager auf, und nach kurzer Zeit bringt uns allen eine junge Tessinerin, den Daumen möglichst tief im Haufen drin, einen Teller voll Risotto. Unser Führer stiftet auf jeden Tisch einige Flaschen „Nostrano". Hier macht sich hauptsächlich ein Umstand geltend. Die Korke sind sehr stark in die Flaschenhälse gepreßt. Vergeblich mühen wir uns ab, die Zapfen hinauszuziehen. Ein zuvorkommender Bäcker sieht das und eilt, uns zu helfen. Er rückt mit einem riesigen Instrument auf, und bald knallt die erste Flasche, d. h. der Zapfen. — Jetzt arbeitet er am zweiten. Dieser behauptet nun seine Stellung trotz der Größe des Korkziehers. Der biedere Mann krümmt sich unter den Anstrengungen. — Einige Studenten fangen an zu kichern. — Das reizt den Bäcker zu erneuten Angriffen wider den Kork. — Verstohlen in einer Ecke lacht ein Mädchen ins Fäustchen. — Das Blut steigt dem tapfern Mann in den Kopf; er krümmt sich wie ein Fragezeichen — jetzt — jetzt aber will er zeigen, was ein Bewohner von Bellano zustande bringt; er reißt und zuckt und — — — und ein helles „Gling" ist die Frucht seiner Arbeit. In der einen Hand trägt er den Korkzieher mit dem Flaschenhals und in der andern eine geköpfte Flasche. — Zudem hat er sich noch die Hand zerschnitten. Liebevoll verbindet die Wirtstochter die Wunde. Nachher hat der Mann wieder Korke ausgezogen. —

Kurz vor Mitternacht sieht die alte Wanduhr, die jahraus jahrein immer sechs Minuten über halb sieben zeigt, etwas jedenfalls noch nie Dagewesenes. Die ganze Zimmerausstattung, als da sind: Bänke, Stühle und Tische, alles wird auf die Straße hinausgestellt. Der Bäcker bringt uns einige Netze voll Heu, und jeder sucht davon einen großen Haufen zu erhaschen, um sein Lager weich zu gestalten, und so entsteht mehr oder weniger eine Sauordnung.

Bald schlief ich. Ein neues, bewegtes Leben beginnt. Die Schmuggler steigen vor mir auf. Ich sehe sie der Grenze zuschleichen, sehe die Grenzwächter und — plötzlich blitzt ein Schuß im Dunkel. Ein Todesschrei folgt, widerhallt kalt an den starren Felsen und irrt den Tobeln entlang.

Ich erwache. Draußen rauscht die Marobbia, und durch die schwarzen Gitter des Fensters blicken düster die Berge.

Franz Meyer, Hitzkirch.

Allerlei aus Hitzkirch

Trotzdem es da und dort heißt, das Seminar in Hitzkirch sei rückständig, so ändert sich doch bei uns hie und da etwas.

Wenn ein Feinhöriger, der die Verhältnisse im Seminar vor zwei Jahren kannte, sich auf eine Bank beim Turnplatz setzen würde, so könnte er mit dem Gehör allein schon eine Aenderung wahrnehmen, die für uns Seminaristen von Bedeutung ist. Aus dem Musikzimmer erschallt nicht mehr die so wohlbekannte gewaltige Stimme des Herrn Professors Peter, die über 30 Jahre lang in diesem Raume tönte. Hier wirkt jetzt Herr Professor Pfenninger, und seit einiger Zeit liegt jetzt immer der gleiche Stock auf dem Flügel. Er ist nicht etwa deswegen so dauerhaft, weil er dicker ist, sondern weil er meistens nur noch zum Dirigieren gebraucht wird.

Seitdem der neue Musiklehrer unter uns wirkt, hat sich für die Seminaristen auch eine neue Plage eingeschlichen. Wenn ein ganz neugieriger Besucher im Musikzimmer die Ofentüre öffnet, so wird er sehr überrascht sein, da er einen Haufen

zerrissener Blätter mit Hunderten von Dur- und Molltonleitern findet. Das sind vernichtete Strafarbeiten. Die Dur-Tonleitern stammen von Erstkläßlern, die Moll-Tonleitern aber rühren von Zweit- und Drittkläßlern her. Wird wohl ein guter Musiker unterscheiden können, ob er die Rauchwolken von Dur- oder Moll-Tonleitern aufsteigen sehe? Wenn es einer kann, so werde ich ihm die zerrissenen Notenblätter anzünden: denn für andere Zwecke brauche ich meine Zündhölzchen nicht mehr, seitdem mir die Tabakpfeife weggenommen wurde.

Auch unsere Klassenzimmer sind moderner geworden. Die alten schwarzen Pulte sind verschwunden. Sie wurden von unbarmherzigen Händen in den Estrich getragen, wo sie auf Erlösung durch die Axt des Pedells warten. Diese alten Pulte werden wohl bald vergessen sein, trotzdem sie ganz ehrwürdige Möbel sind. Konnte nicht mancher von uns denken: „Ist in dieser Bank wohl schon mein Vater gesessen?" Vielleicht hat schon der eine oder andere die Anfangsbuchstaben eines ihm wohlbekannten Namens in den Deckeln eingekritzelt gefunden. Möglicherweise fand einer sogar schon den Namen seines früheren Lehrers! Jetzt aber sind diese alten Andenken verschwunden. Sie mußten neuen, bequemern Bänken Platz machen. Diese stehen ganz frech da und tun, als ob sie es verdienten, in den Zimmern zu stehen. Wie werden sie wohl in 50 Jahren aussehen?

Eine große Aenderung ist auch in der Bibliothek vorgenommen worden. Alle Bücher sind neu eingeteilt. Jetzt gibt es so viele Unterabteilungen, daß der Herr Bibliothekar oft Mühe hat, ein verlangtes Buch zu finden. Dann schaut er im großen Register nach. Wenn er sich aber einst an die neue Einteilung gewöhnt haben wird, so haben vielleicht alle Seminaristen innert fünf Minuten ihre Bücher. —

Herr Dr. Brun ist emsig wie eine Biene. Er sammelt fleißig. Selbstverständlich nicht etwa Honig, sondern Gegenstände für das Laboratorium und für die Naturaliensammlung. Laboratorium und Naturalienkabinett sind bald so voll, daß man die neuen Sachen kaum mehr bemerkt. Neben der Wandtafel des Laboratoriums hängt eine mächtige Schalttafel mit vielen Hebeln und Uhren. Wenn Herr Brun hier arbeitet, geht mir immer ein Frösteln über den Rücken, weil ich Kurzschlüsse und ähnliche Sachen befürchte.

Besonders große Freude macht uns die neue Badanstalt am Baldeggersee, die im letzten Sommer eröffnet wurde. Im Sommer durften wir zweimal in der Woche baden gehen. Der Herr Turnlehrer bemühte sich, uns alle schwimmen zu lehren. Wenn ich aber einst schwimmen kann, dann — — dann ist unser Schwimmlehrer ein Künstler!

Noch etwas! Die Mathematik ist uns näher gerückt. Warum? Sehr einfach: Herr Dr. Fellmann wohnt nicht mehr in Gelfingen, sondern ganz nahe beim Seminar. Dafür hat sich aber die Geschichte entfernt.

Auch in unserer nächsten Nähe, im Kaplanhaus, hat sich etwas geändert. H.H. Felix Rast ist als Pfarrer nach Römerswil berufen worden. Dafür amtet jetzt H.H. Franz Xaver Stadelmann als unser Kaplan. Auf den bin ich stolz. Er war nämlich bei uns in Emmen Vikar und nahm sich sehr um die Jugend an.

Etwas ganz Neues haben wir H.H. Professor V. Fischer zu verdanken. Er führte durch die Kongregation die Chormesse ein. Diese beten wir jede Woche einmal an Stelle der gewöhnlichen Werktagsmesse. Die Chormesse hat eine ähnliche Aufgabe wie das Hochamt. Sie will die Teilnahme des Volkes an den kirchlichen Meßgebeten fördern. Sie will die Privatmesse des Priesters in eine Gemeinschaftsmesse verwandeln. Bei der Chormesse beten wir alle miteinander laut die Gebete des Ministranten und des Chores. Möge sie ihren Zweck recht vollkommen erreichen!

Daß wir aber auch auf eine andere Art den Gottesdienst verschönern können, beweisen wir an Festtagen. Da tönt von der Orgel herab die feine Orchestermesse.

Hoffentlich muß ich nie etwas von einer fünften Seminarklasse berichten!

Josef Gut, Hitzkirch.

Mitteilung der Schriftleitung.

Einsendungen für die achtseitige Dezember-Nummer werden bis spätestens 30. November erbeten.

4. Jahrgang Nr. 4 13. Dezember 1928

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schnyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Inhalt: Spätherbst am Vierwaldstättersee — Eine Meinung zum Frauenstimmrecht — Mein Lied — Partratgs d'aton - Herbstgedanken

Spätherbst am Vierwaldstättersee

„Das Laub fällt von den Bäumen,
Das zarte Sommerlaub;
Das Leben mit seinen Träumen
Zerfällt in Asch' und Staub!“

Vorbei sind die Freuden des Sommersonnenscheins; dahingerauscht die selig-beglückenden Tage; verwelkt, verschwunden ist die wundersame Blumenpracht; aufgehört hat das Zwitschern der Schwalben; verklungen ist das wonnesame Lied der Nachtigall, versunken ist wieder eine Jahreszeit voll Furcht und Zagen, Bangen und Hoffen, Blühen und Gedeihen, Frucht und Segen; versunken im Schoße der Ewigkeit. Der Herbst ist gekommen, und schon sendet auch er seine letzten Boten aus. Auch am Vierwaldstättersee spürt man, daß der Herbst sein Regiment aufgenommen.

Oede und leer sind die sonst so belebten Gestade, die Kurgäste sind zurückgekehrt, die oft aufdringlichen Bewunderer unserer schönen Gebirgswelt; der große Touristenschwarm ist verschwunden. Die wogenden Wasserwellen plätschern zwar immer noch an die Ufer, aber die vielen Barken, Segelschifflein, Motorboote sind ins Winterquartier gezogen, selbst die größeren Dampfer lassen sich seltener blicken. Der ewige Schnee des Bristen, des Urirotstockes, des Stanserhorns machen nicht mehr denselben erhaben-mächtigen Eindruck; sind doch die Höhen schon bis tief hinunter mit Schnee bedeckt, und nicht mehr lange wird es dauern, bis auch die verlassenen Kurorte ihr winterliches Kleid angezogen haben. Jeden Regentag steigt der „eis'ge König“ am Rigi und Buochserhorn und den andern umliegenden Gebirgsstöcken eine Region tiefer.

Zwar scheint noch nicht alles verloren. Der Spätherbst will uns für die verschwundenen Sommerfreuden nochmals entschädigen, und er entfaltet seine letzte Pracht: grün, rot, braun, golden grüßen nochmals Bäume und Sträucher; Herdenglocken und Kuhreihen, Hirtenlieder erklingen nochmals an geschützteren Abhängen; aber bald wird auch dies verstummen; die goldige Blätterpracht entflieht, der rauhe kalte Nordwind reißt sie von den Bäumen; der Wind fegt eisig über den See, am Strand den letzten Staub aufwirbelnd. Spielend drehen sich die Blätter auf der Straße, ein Abschiedstanz. Die Wogen wallen und prallen zischend an den Quai, aber niemand mehr beachtet dieses Naturschauspiel, diesen ehemals im Sommer farbenschimmernden Regenstaub, denn es ist kalt geworden, und schaudernd und fröstelnd steh' ich alleine am stillgewordenen, kahlen, vereinsamten Ufer.

Fruchtverheißend war der Sommer, reich gesegnet der frühe Herbst, doch seine Früchte und Gottesgaben sind schon gepflückt oder vom Baume zur leblos scheinenden Erde gefallen. Wehmut erfaßt das Menschenherz und auch mich, wenn ich über das ebenfalls trostlos erscheinende Wasser blicke. Immer tiefer senken sich die schleichenden Nebelschwaden; sie umhüllen mich schließlich ganz; starren Auges gedenke ich all der dahingeschwundenen Pracht und Schönheit. Selbst an die Menschen — so glaube ich — hat sich der Herbst herangemacht. Nicht lächelnd oder gar traumwandelnd, wonnetaumelnd spazieren sie im blühendduftenden Park dem See entlang; es war einmal . . . Die wenigen, welche vorbeikommen, eilen hastenden Schrittes vorüber.

„Aber, es wird nicht immer so bleiben!“ sagt mir ein dunkelgrüner Tannenwald, den ich durch eine nebelfreie Lichtung erblicke. Ein kleiner Fleck Erde, dieses Grün, aber er behält das zarte Frische, die hoffende Farbe das ganze Jahr hindurch; es ist sicherlich nicht alles verloren. — Ja, der Spätherbst mahnt uns zwar ans Sterben, und wie ein geheimnisvolles Flüstern durchzieht das

Sterben auch die zerklüfteten Ufer des Vierwaldstättersees, aber dennoch ist dies kein Anlaß zum Trübewerden, im Gegenteil. . . Der Herbst hat uns ja auch viel gegeben; er ist doch der eigentliche Spender des Jahres. Und wenn er auch kahl erscheint, so birgt er jedenfalls auch viel Köstliches, freilich mehr oder weniger verhüllt.

Am „Rütlisee" ist er den einheimischen Bewohnern nicht einmal so unwillkommen, dieser „rauhe Herbst". Den Sommertraum hat er zwar zerrissen, aber er hat auch das Unstete, Hastende, all' den peitschenden Nervenkitzel, Dinge, welche die sogenannten „internationalen Welimenschen" bringen, vertrieben, und in seiner nüchternen Wirklichkeit atmet der See eine fast göttliche Ruhe aus. Die rasenden, stinkenden Autos, gefährlichen Motorkarren, welche ehedem die Straßen, vor allem die Axenstraße bevölkerten, haben sich aus dem Staube gemacht, und ruhig wie der See, kann nun auch das Bergvolk seines Weges ziehen und in den letzten Herbstsonnentagen seinen schönen heimatlichen See, dieses irdische Stückchen Paradies, ungestört betrachten und bewundern; nicht mit schwungvollen, phrasenhaften Reden, sondern aus tief und echt empfindendem Herzen. Auch an den allerletzten, naßkalten, neblichten Herbsttagen, die auch schon begonnen, wenn der See abgestorben, die Umgebung trostlos ist, kann das biedere Bergvolk dessen Schönheit noch erkennen und dem Herrgott danken, daß er ihm eine solche Heimat geschenkt; also auch dann noch, wenn die Fremden „diese entsetzliche Oede" fliehen. Und weiß der urchige Bauersmann am Vierwaldstättersee nicht auch an die falb und gelb werdenden Matten, an das fallende Laubwerk seine Hoffnung zu knüpfen? Schon die abgestorbene Wiese enthält für ihn die neuen Frühlingskeime all der vielen Gräslein, der kahle, „tote" Baum entwickelt unsichtbar schon den im Lenz treibenden Schößling.

Und wenn ich dann diese Matten und entlaubten Bäume näher, inniger betrachte, erscheint mir da nicht alles viel hehrer, göttlicher! Was ist all dieser sömmerliche Glanz und Flitter der Fremden gegenüber dieser eisernen Ruhe, die nur hie und da von pfeifenden Windstößen unterbrochen wird! Was ist er gegen diese Echtheit, Wahrheit, welche im Spätherbst über dem See waltet! Die Einsamkeit wird zur Fülle, die Verlassenheit zur Wonne. Kein warmes, empfindendes Herz kann darum selbst im Herbst gefühllos von seinen Ufern hinwegschreiten, und frage ich die leis sich kräuselnden Wogen, warum sie sich denn anscheinend in ein Trauergewand hüllen, so antworten sie mir so einfach und natürlich, aber voll Herzlichkeit, und sie fragen mich erstaunend: „Weißt du denn nicht, welches großartige Wunder der liebe Gott in die Natur gelegt hat?" Und wie die mehr und mehr brandende Gischt treuherzig um mich singt, kommt es mir in den Sinn, daß alles ersterben, die Wellen in sich versinken, die Matten und Weiden sich allmählich mit Schnee bedecken müssen, um im Frühling neuerdings zu erwachen, und daß der Baum — gleich wie der Mensch die alten Sünden — seine vermoderten Blätter abwerfe, damit er um so schönere, edlere Sprosse hervorbringen könne bei Lenzes Luft und Sonnenschein; ja, daß die ganze Natur in Trauer versetzt werde, um desto fröhlicher, heiterer des Lenzes Wonne wieder zu feiern. Und weiter erzählt mir der herbstliche See von dem schönen Lied „Gottesruhe, Sabbathstille, die die Ewigkeit erfülle", daß also auch der Mensch im Herbste seines Lebens als „köstlicher Samen in den Schoß der Erde geborgen werde", damit er am Tage Gottes auferstehe und „erblühe zum schönern Los", zur ewigen Freude!

Rudolf Nauer, Rickenbach-Schwyz.

Eine Meinung zum Frauenstimmrecht

Kühn trotzen heute freie Frauen der Welt. Sie wurden herausgefordert von der Sorge um die Existenz, im Weltkrieg, als die Frauen die leeren Männerberufe besetzen mußten. Weit und mutig schreitet die Frau auf dem neugebahnten Wege vorwärts. Sie will die Fesseln der Zurücksetzung sprengen. Sie will dem Manne gleichgestellt sein auf allen Gebieten: in den Berufen, im ganzen öffentlichen Leben, in der Politik; sie will stimmen.

„Frauenstimmrecht oder nicht?" So haben wir uns gefragt, und fast sind wir darüber uneins geworden in unserm Kurs. Darum kam der Befehl, in einem Aufsatz darzulegen, wie jede über das Frauenstimmrecht denkt. Ein fertiges Urteil abgeben über diese Zeitfrage, — nein, das können wir nicht; wir sind zu wenig gereift. — Ich glaube, wenn ich ein Mann wäre, würde ich ohne weiteres sagen: „Die Frau soll daheim bleiben!" Weil ich aber kein Mann bin, will ich das Für und das Wider in die Wagschale legen.

Die Frau ist so gescheit wie der Mann. Von Natur steht sie ihm ebenbürtig zur Seite. Die Welt stellt in gewissen Dingen fast größere Anforderungen an sie. Sie wirkt aber ihre Intelligenz und Stärke auf andern Gebieten aus. In den letzten Jahren hat sie allerdings wie der Mann sich auch

in den Kampf des Lebens hinausgewagt. Folglich gehörten ihr die gleichen Rechte, aber diese besitzt sie vielfach nicht. Der Lohn der weiblichen Angestellten ist geringer als der des männlichen Personals, bei oft gleichen Dienstleistungen. Die Frau kann nicht mitsprechen in politischen Angelegenheiten, in staatlichen Fragen, die ihre Existenz verbessern, nicht in Schule und Erziehung. Und doch hätte sie im letzten Fall ein feines Verständnis für das Wohl der Jugend und der Mitmenschen. Die Frau weiß, was dieser not tut. Die Absicht, Gutes zu tun, ist mancher Frauenstimmrechtlerin nicht abzusprechen.

Aber wenn sich die Frau das Stimmrecht erworben, ist es schwer für sie die Grenze zu finden, die ihr die echte Weiblichkeit gesetzt, sie zu beachten und nicht zu überschreiten. Die Frau hat ihre Eigenart. Diese zu wahren, soll ihr Ziel sein. Sie soll Frau bleiben. Wenn sie aber stimmt, dann muß sie sich an der Politik beteiligen, sie muß sich unterrichten lassen, an Versammlungen teilnehmen. Und politisierende Frauen? Wird bei ihnen nicht viel Familienglück zertreten? Die politisierende Frau kann nicht mehr die sorgende Mutter der Kinder, die hingebende Gattin sein, die den Mann abends von den Geschäften und der Politik des Tages ablenkt. Unter Umständen entsteht Zwist zwischen den Ehegatten; sie liest das „Vaterland", er das „Tagblatt", und die Sorge um die Erziehung der Kinder tritt hinter Parteisorgen zurück. Die Frau kann nicht mehr still als Engel des Hauses walten. Sie wird hinausgerissen; denn sie muß um ihre Sache streiten, wenn sie die Frauen im andern Lager zum Kampf fordern. Und um wieviel heftiger müssen Parteihaß und Feindseligkeit werden, wenn auch noch die Frauen vor der Wahlurne stehen! Das Frauenstimmrecht will Gleichstellung mit dem Manne. Ist eine Frau eigentlich zurückgesetzt, wenn sie es nicht besitzt? Nein, es ist eine weise Anordnung Gottes, daß die Frau im öffentlichen Leben eine untergeordnete Stellung einnimmt. Nicht politisierend, — erziehend baut sie mit am Staatenglück. In stiller Häuslichkeit ist ihre Macht und Größe, ihre Aufgabe. Wenn sie politisiert, steigt sie von der gottgewollten Stellung hinunter, verschleudert ihre Würde; statt ihren Einfluß auf den Staat zu vergrößern, vermindert sie ihn.

Die Frau stimmt am besten, wenn sie nicht stimmt. — Des Mädchens erster Beruf ist, Frau und Mutter zu werden, sich selbstlos für andere hinzugeben. Alle großen Männer, die Männer, welche weise Gesetze machen, welche gut stimmen, sind Söhne einer guten Mutter. Sie handeln so, wie sie von der Mutter erzogen wurden. Durch den Einfluß auf Gatten und Söhne regiert die Frau; so leistet sie dem Staat größere Dienste als mit ihrem Stimmzettel. Es gibt Frauen, die ihre Söhne zu charakterfesten Vertretern einer christlichen Politik erziehen, ohne in Konflikt mit dem einer anderen Richtung angehörenden Gatten zu kommen. Die Frau kann ihre Mütterlichkeit auswirken und dem Staat dienen, ohne als Frauenrechtlerin aufzutreten.. Sozial und politisch ist zweierlei. „Und sollte es doch einmal geschehen", sagt ein großer Pädagoge der Gegenwart, „daß man eines Tages die Frauen an die Urne riefe und ihnen die grünen Sessel anböte, damit sie an der Seite der Männer die rauhe Außenseite der Welt regieren: dann sollen sie gehen! Aber das erste Gesetz, das die Frau macht, soll ein Gesetz sein zum Schutz des alten, heiligen Priestertums der Frau. Und das zweite Gesetz, das die Frau macht, soll ein Gesetz sein zur Reorganisation der Frau und der Frauensitte im Sinne des Wortes: ‚Nicht für mich, sondern für andere!' Und das dritte und letzte Gesetz der Periode des Frauenstimmrechtes sei ein Gesetz zur Reorganisation der Familie, im Sinn des alten christlichen Bethauses."

An der Saffa versinnbildete eine Schnecke den Fortschritt des Frauenstimmrechtes in der Schweiz. Möge sie hübsch Schnecke bleiben und nicht zum Renntier werden!

Marg. Frey, Baldegg.

Mein Lied

Duftende Blumen zum Strauße gewunden reicht uns die liebe, schlichte Dichterin Berta Bossart in ihrem Büchlein „Mein Lied". Und der kleinen Florakinder Sprache singen ihre Lieder, leisen Blätterraunens Melodie. Bilderbuchfarbig plaudert sie von Heimat und Mütterlein, von frohen Festen und stillen Größen. Christus dem König widmet sie

„Die Leier, die süße,
Und all' ihre Lieder!"

Sie singt von daheim, in des Büchleins erstem Teil. Im kühlen Schatten eines Baumes fand die Muse wohl zuerst ihre eifrige Jüngerin. Treue Kindesliebe führt sie in „Am Abend" zum liebsten Ort der Welt.

„Mein Kirchlein ist's im Heimattale,
Dabei mein Vatergrab."

Dankbar preist sie die Mutter in manchem Gedicht. Jung-Priester und Jubilar, kleinen Erstkommunikanten und glückträumender Braut

wünscht sie „Freude, Lieb und Frieden." In „Dank" betet sie schlicht für jene, die ihr Gutes getan. Froh grüßt sie von des neuen Schulhauses Schwelle die Kinder, denen sie treue Mutter sein will. In „Abschied" streicht sie mit Schwesterlein durch das „traute, liederreiche Vaterhaus", denkt der sonnigen Jugendzeit, die zarte Mutterliebe umsorgte, und fleht vor der Jungfrau Bild um „Den reichsten Segen dir zum neuen Stand."

Vom Institut plaudert der zweite Teil. Still träumt das Haus am blauen See, von feiner Hand gezeichnet. „Kennst du—?" frägt die Dichterin dich, Jungmädchen, und sie singt von Glück und Sonnenschein im lieben Heimathaus. Fromm grüßt sie die Mutter im trauten Kirchlein, führt die Seelen hin zum besten Freunde. In manchem Festgruß ehrt sie die guten Obern und lehrt die Kinder ein Lied von Liebe und Dankbarkeit. Aus den kleinen, sonnigen Naturliedchen „Blaue Blume", „Lenz", „Johannis", „Blauer See" spricht der Dichterin feinfühlender Sinn. Sie betet schlicht vom „Vater im Himmel", singt von des Gotteskindes Glück und Reichtum, von Liturgie und unserer Religion heiligstem Opfer. Aber auch von Schmerz u. Trauer klagt das Büchlein; mit leisen Uebergängen stimmt die Dichterin ihre Harfe zu Freude und Leid. Von lieben Heimgegangenen weinen ihre Lieder, von Engelchen „gütig und mild", vom guten, treuen Hirten, von der kleinen, reinen Blume, von der edlen, starken Lehrerin. In „Abschied" pilgert sie aus den lieben Hallen ins Leben. Einfach, schön zeichnet sie in „Zum 70. Geburtstag" das Leben des gnädigen Herrn Abts Basilius Fellmann von Engelberg und grüßt ihn im Namen des Institutes.

Der dritte Teil lacht voll heller Südlandssonne. Mit Märchen, dem dunkeläugigen, schwarzlockigen Südlandkind, streift die Dichterin durch die ewige Roma. Am Grabe des hl. Aloysius betet sie; sie besucht jene blutigen Stätten, wo die Helden des Urchristentums ihr Glück errungen. In „Pilgerlied" fleht sie zum sonnigfrohen Franziskus. Begeistert besingt sie Venedig, „die herrliche, feine, die leuchtende, marmorne Stadt". — Noch manch liebes Liedchen singt sie, das uns so viel Schönes und Gutes sagt. Dankbar erkennt die Dichterin im Ausklang,

„Daß Gott durch des Liedes Hände
Gesegnet mir Leid und Glück."

Der Lieder Sprache ist einfach, schlicht. Leicht finden sie Weg und Heimat in des Jungmädchens Seele. — Möge der jungen Dichterin noch manch Blümlein erblühn, und dem ersten rosenfarbenen Bändchen möge bald ein zweites folgen

Elisabeth Fleischlin, Baldegg.

Partratgs d'aton — Herbstgedanken

Varda chisse igls utschels emigrants,
Oz sauneschan scu tants viandants,
Passan sur colms e muntognas cantond,
Ed igl mies cor contristo suvandond.

Lo ainten mez ena vasta contrada
Vignan e ferman els se la sgulada,
Seconversond e cuntaints de rivar
Ve tar la patria tgi po els salvar.

Giu sen las aclas stat pront igl signung,
Per tot rapid bandunar igl bargung,
Anc silidond, ma cun tscheira pitgira
Colms e muntognas scu er la pastgira.

Ainten chel tiamp, nò tgi tot saprepara,
Stunga e pains ved furtegna passada.
O! vous utschels, sen return bagn purtè
Er la vanteira interna per mè . . .

A. M., Chur.

Siehe dort oben der Vögel Zug,
Wie sie sich rüsten zum Wanderflug!
Fliegen mit Jubel über Berge und Höh'n,
Traurig folgt ihnen mein Sehnen nach.

Fern über'm Meer in weitem Gefilde
halten sie ein den rastlosen Flug,
plaudernd und fröhlich der Ankunft im Lande,
das ihnen Heimat und Rettung verheißt.

Unten auf herbstlichen Matten der Senne
rüstet zum eiligen Abschied die Habe,
grüßet noch einmal mit traurigem Blicke
Matten und Weiden und Berge und Höh'n.

Scheidende Zeit! In Gedanken verweile
sinnend ich in dem entfloh'nen Geschick,
Vögelein! Kehret ihr wieder, ach bringet
mir mit dem Sommer die Freude zurück!